

# Die Herausgeber zum zwanzigjährigen Jubiläum der Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹: Perspektiven – und ein Abschied

Christoph König

Hintergedanken. Zu einer Wissenschaftsgeschichte der Textlektüre

Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Lesens [...]. Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht.

(Friedrich Nietzsche, Morgenröte)<sup>1</sup>

Eine Textlektüre hat, im besten Fall, ihren eigenen Ton und Stil; sie unterscheidet sich von dem begriffgeleiteten Diskurs, wie er methodischen Überlegungen angemessen ist. Die Hintergedanken, die die Textlektüre ermöglichen, können nachträglich freigelegt werden. Zutage tritt dann das Verhältnis von Technik und Schönheit. Einander gegenüber stehen die philologische Methodik, die zu beherrschen ist, jedoch den kreativen Akt nicht berücksichtigt, und eine nachträgliche Rekonstruktion der konkreten poetischen Arbeit am Sinn. Für diese Rekonstruktion – die *Lektüre* im strengen Sinn – gibt es keine Regel. Das Verhältnis von philologischer Technik und Lektüre kann in einer Theorie philologischer Praxis ausgearbeitet werden, die an die Stelle der Literaturtheorie tritt. Diese Theorie philologischer Praxis wird nach nicht-diskursiven Vermögen der Apperzeption (Kant) suchen, die es trotzdem ermöglichen, den kreativen Akt zu verstehen – und in einem eigenen Ton zu schildern.

Die Philologie ist insgesamt eine Tätigkeit. Davon spricht Nietzsche auch in der ›Morgenröte‹. Die Hermeneutik gewinnt als Theorie des Textverstehens, das dieser Tätigkeit zugrunde liegt, eine elementare Bedeutung. Diese im Kunstdiskurs der Weimarer Klassik und der frühen Romantik konzipierte Theorie wurde von der Philologie im 19. Jahrhundert vergessen, die allein mit Fakten, seien sie linguistischer oder historischer Art, operierte. Die Texte mußten generell sein: Friedrich Schleiermacher dachte, nach dem Maßstab der Philologen, zu sehr an das Individuelle; und später, nach ihrer Wiederentdeckung im 20. Jahrhundert, wurde die Theorie als *philosophische* Hermeneutik mißbraucht – sie ist heute von der Praxiserfahrung her, namentlich in wissenschaftshistorischer Tiefe, neu zu überprüfen.

1 Friedrich Nietzsche, Morgenröte, in: ders., Kritische Studienausgabe. Bd. 3, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, S. 17.

Davon sind die Grundzüge einer Epistemologie der Philologie und die vielen Versuche heute, den Begriff im Sinn einer Philologie *als* Theorie (mit ›capital T‹) zu besetzen, unmittelbar betroffen. Die Philologie (samt Gegenstand und Methode) gilt als (trotz allem: sekundärer) Ausdruck einer Theorie (des Marxismus, der Psychoanalyse, der Phänomenologie, der Narratologie etc.), während sich tatsächlich ihre Grundlagen allein in der Reflexion philologischer Handlungen zeigen. Die Begründung der Philologien im Rahmen einer Theorie philologischer Praxis führt nach Möglichkeit zu einer kritisch begründeten Disziplin, die heute allerdings – man kann nicht darüber hinwegsehen – vielen doppelt fremd erscheinen muß. Zunächst im Verhältnis zur Literaturwissenschaft, dann im Verhältnis zu einer philologischen Tradition, die die methodologische Reflexion meidet. Die Literaturwissenschaft begreift sich kraft ihrer (rasch wechselnden) Theorien als Wissenschaft: Theoretisch will sie den Gegenstand und die Methoden für dessen Analyse fixieren. Sie geht de facto von einem schon vorhandenen, ziemlich allgemeinen, bereits akzeptierten Sinn aus: Sie übernimmt (oder *hat* einfach) Interpretationen, die als Beispiele der Theoriearbeit zugrunde liegen. Die Literaturwissenschaft ist historisch eine späte Disziplin, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts innerhalb der Philologien und gegen sie entwickelt hat. Mit Recht, denn die Naivität jener Philologen ist sprichwörtlich geworden. Ihre Naivität paarte sich unbedacht mit politischen Funktionen, die selbst das Handwerkliche durchdrangen. Mit ihnen hat die hier gemeinte, in der Kritik der Praxis entwickelte Philologie wenig gemein, ohne indes selbst eine Literaturwissenschaft zu sein.

Die philologische Praxis besteht aus einer offenen Reihe von Operationen: aus Sammlung, Edition, Kommentar und Erläuterung, Interpretation, Übersetzung, Literaturgeschichte, Geschmacksurteil, ästhetischer Kritik, Kanonbildung und Bildungsgebrauch. In diesen Tätigkeiten wirkt eine technische Richtigkeit und eine meist unerkannte, kritische Rationalität. Mit John McDowell und Robert Pippin läßt sich von einer nicht-diskursiven Intelligenz solcher Praxis sprechen.<sup>2</sup> Die Klugheit der Praxis erlaubt prinzipiell den Anschluß älterer Forschungen an gegenwärtige Fragen. Mit Verweis auf eine freiere Praxis läßt sich der Anspruch erheben, historisch frühere philologische Einsichten und Resultate, auch solche, die in anderen kulturellen und wissenschaftlichen Kontexten entstanden sind, aussichtsreich zu diskutieren. Das erweitert die Möglichkeiten unserer Wissenschaft erheblich. Denn nun kann man trotz und innerhalb des wissenschaftssoziologisch (Pierre Bourdieu), epistemisch (Michel Foucault) oder systemisch (Niklas Luhmann) gebundenen Wissens einen Wahrheits- und Geltungsanspruch erheben. Der Fatalismus der modernen Wissenschaftstheorien wirkt überholt. Anstatt altes Wissen mit einem Hinweis auf dessen Bedingtheiten aufzugeben, kann das philologische Erkennen das Erkannnte vom Verkannten scheiden. Freilich setzt das den Willen voraus, die uns meist prekär erscheinende Sprache, in der jene ›Erkenntnis‹ formuliert wurde, zu über-

2 Vgl. John McDowell, *What Myth?*, in: *Inquiry* 50, 2007, H. 4, S. 338-351; Robert Pippin, *Leaving Nature Behind (On John McDowell's Mind and World)*, in: ders., *The Persistence of Subjectivity*, Cambridge 2005, S. 58-75.

setzen. Es gilt der Grundsatz, daß sich die der Praxis immanente Klugheit in den Philologien gegen äußere, historische Bedingungen jener Praxis durchzusetzen vermag.

Die Praxis des Verstehens und ihre Theorie, die Hermeneutik, rücken in dem Maß ins Zentrum, in dem sie die anderen Grundpraktiken der Philologie (namentlich das Edieren, Kommentieren oder Interpretieren) durchdringen. Eigenart und Stärke einer modernen *kritischen* Hermeneutik zeigen sich hinsichtlich einer Frage, welche die Hermeneutik seit Schleiermacher zentral beschäftigt hat: Wie kann das Verstehen konzipiert werden, um im großen, poetischen Gegenstand eine Bestätigung und Begründung zu finden? Welches sind die Bedingungen für eine Relation zwischen Gegenstand und Methode? Wichtigkeit und besondere Gestalt der Frage ergeben sich aus dem Phänomen der Individualität, denn Verstehen ist grundsätzlich an allgemeine Regeln gebunden. Obgleich die Werke der Literatur alle, in Abstufungen, partikular sind, hindert uns die Individualität eines Gedichts nicht daran, es zu verstehen. Verstehen läßt sich das partikulare Gedicht, so die Antwort der kritischen Hermeneutik, weil es sich selbst konstruiert und insofern über sich nachdenkt. Die Aktivität des Interpretieren trifft auf eine verbindliche reflexive Aktivität des Texts. Man kann diese Aktivität in der Formel ›textus interpres sui‹ fassen. Sie leitet sich vom Grundsatz protestantischer Exegese, dem Prinzip ›scriptura ipsius sui interpres‹ (›die Heilige Schrift legt sich selbst aus‹), ab. Der Interpret stößt also auf eine *Verstandestätigkeit*, die zu erklären vermag, warum wir heute Werke trotz ihrer Fremdheit, sei diese Fremdheit ästhetisch, historisch oder räumlich, verstehen können. Die ›Elektra‹ des Sophokles etwa, oder den ›Faust‹ Goethes, oder Gedichte von Rilke.

Diese Verstandestätigkeit erschließt sich prozedural. Das *Prozedurale* bildet den Kern einer künftigen Theorie philologischer Praxis. Um etwa Rilkes Doppelzyklus ›Die Sonette an Orpheus‹ (1922) zu nennen: Die Lektüre rechnet mit folgenden (Hinter)Gedanken: der inneren Geschichte des Zyklus; der Linearität der Gedankengänge im Gedicht; innerhalb der Sätze mit der unüberschreitbaren Syntax; und auf der lexikalischen Ebene mit der Resemantisierung von Wörtern. Dabei verdankt sich die neue, individuelle Bedeutung von Wörtern dem Prozeduralen, das diesen Prinzipien zugrunde liegt. Es reagiert auf die Notwendigkeit, die die Verstandestätigkeit des Werks bzw. dessen Gedankenführung konstituiert.

Der Unmittelbarkeit des Verstehens, die der Gedanklichkeit im kreativen Akt gerecht werden kann, tritt entgegen, was Peter Szondi die Historizität des Erkennens genannt hat.<sup>3</sup> Sie ist – im disziplinären Kontext und also auf der Seite der Interpretation – vor allem eine Historizität philologischen Verstehens. Für die Einschätzung der philologischen Lektüre ist daher eine historisch informierte Wissenschaftskritik nötig, die nicht mehr davon ausgeht, daß es in der Philologie um Erkanntes gehe

3 Peter Szondi, Bemerkungen zur Forschungslage der literarischen Hermeneutik, in: ders., Studienausgabe der Vorlesungen. Bd. 5: Einführung in die literarische Hermeneutik, hg. von Jean Bollack u.a., Frankfurt am Main 1975, S. 404-408.

(nach August Boeckhs berühmter Formel vom ›Erkennen des Erkannten‹), sondern daß die Generierung des ›Erkennens‹ normativen und strategischen, disziplinären Zwängen ausgesetzt war, so daß die Philologie zu der – diesem Trend entgegenwirkenden – Technik werden muß, ›Unerkanntes‹ zu erkennen und nachzuvollziehen, wie es zu unzureichendem Verstehen, zum *Unverstand* im Verlauf der Lektürefachgeschichte gekommen ist.

Gegenwärtig gilt der Unverstand der Alten als Gemeingut, bei Dozenten wie auch ihren Studierenden. Daß ältere Bücher nicht in der heute geläufigen szientifischen Rede verfaßt sind, genügt oft schon, sie verächtlich beiseite zu lassen. Ein unproduktiver Bruch, der paradoxerweise in der Wissenschaftsgeschichte und in der Rezeptionsgeschichte Argumentationshilfe findet. Denn zum einen mangelt es der disziplinären Wissenschaftsgeschichte vielfach an einem Interesse für den Gegenstand der Disziplin (sie studiert das Fach eher als in sich funktionierendes Gebilde, das keinen Wahrheitsanspruch erheben könne), und die Rezeptionsforschung betrachtet das literarische Werk als Folie freier Sinnprojektionen bzw. als Diffusion von Sinnansprüchen überhaupt, wobei sich die poetische Qualität des Werks an der Vielfalt der Auslegungen messen lasse. Die Rezeptionsästhetik hat sich den Gegenstand nach einer ›Dogmatik des Pluralismus‹ zurechtgelegt, so daß von dem Text kein nennenswerter Widerstand mehr ausgeht.

Als produktiv erweist sich hingegen die Unterscheidung von Unverstand und einer im Unverstand trotz allem enthaltenen Einsicht, die sich nicht-diskursiver Lektüre-Vermögen verdankt. Daraus ergibt sich der Vorschlag, eine Geschichte des philologischen Gehalts zu schreiben. Diese Geschichte zieht aus jener Unterscheidung die Konsequenzen. Ein solcher Zugang ist weniger polemisch als systematisch. Die Polemik ist indes der *négligence* kognitiv überlegen, sei es in Gestalt der *agonalen Gegenüberstellung* von Interpretationen (z.B. einzelner Werkstellen) oder sei es in Gestalt der *Ideologiekritik*, die zeigen soll, in welchem Maß die in der Gegenüberstellung besieigten Interpretationen historischen Faktoren unterworfen sind, so daß das Historische vornehmlich als Korruption durch kulturelle Werte und institutionelle Interessen auftritt (die bereits genannten Wissenschaftstheoretiker, Bourdieu, Foucault und Luhmann, Leitfiguren der Fachhistorie, radikalisieren das hier herrschende Mißtrauen). Doch die Polemik verzichtet auf zu viel, und sie würde an argumentativer Schärfe gewinnen, achtete sie zunächst auf die Positivität im Befehdeten. Der Gewinn besteht darin, frühere Positionen nicht allein auf die Strategie der Protagonisten beziehen zu müssen, sondern selbst in den unzureichenden Interpretationen einen Reflex der Werke zu erkennen. Das Augenmerk richtet sich auf eine Richtigkeit, die selbst in der Exegese – der auf die eigene Epoche gemünzten Anwendung, die der ›Lektüre‹ entgegensteht – möglich ist. Der Schönheitssinn im obigen Sinn bemächtigt sich der Regeltechnik und schafft den ›*philologischen Gehalt*‹. Insofern konstituiert dieser sich in jenem ›non-diskursiven‹ Vermögen der Praxis, das die Möglichkeit bietet, sich der Strategie zu entziehen. Am literarischen Werk partizipiert dieser philologische Gehalt aufgrund universaler Lesevorgänge, mit deren Hilfe man den Schwierigkeiten der Werke begegnen kann. Sie machen sich in un-

terschiedlichem Maß bemerkbar. Neben eine Wissenschaftsgeschichte der Korruption tritt eine Geschichte philologischer Gehalte (des Erkannten im Unerkannten), deren ›Subjekte‹ die jeweiligen positiven, freizulegenden Einsichten (oft wider Willen) sind, und deren Ordnung sich in der Frage ergibt, welche Einsichten andere Einsichten voraussetzen und insofern *nach* ihnen kommen müssen. Das Kriterium der *Unhintergebarkeit* kümmert sich weniger um den genauen als den systematischen Zeitpunkt, zu denen die Interpretationen entstanden sind. Die Wissenschaftsgeschichte erläutert die Gründe des (in diesem Sinn aus der Geschichte im engeren Sinn tretenden) Zulänglichen wie des Unzulänglichen. Das Zulängliche bzw. der jeweilige philologische Gehalt dient letztlich der Frage, welche Interpretationen in der zeitenübergreifenden Polemik obsiegen.

*(Prof. Dr. Christoph König, Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)*

## **Marcel Lepper Ist Wissenschaftsplanung möglich?**

In einer Phase von Planungsbeschleunigungsgesetzgebung und Exzellenzfolgenabschätzung fällt es leicht, Lenkungsprogramme zu denunzieren, das Scheitern von Steuerungsphantasien vorzubringen und den theoretischen oder historischen Nachweis zu führen, dass Erkenntnisprozesse nicht planbar seien. Die Problemstellung, ob Wissenschaftsplanung möglich sei, gehört wie die Überlegung, inwieweit man aus der Geschichte lernen könne, zu den Fragefallen, die nicht Antworten einfangen, sondern denjenigen, der sie ohne begriffliche Vorklärung zu beantworten versucht. Aufgabe der Wissenschaftsgeschichte ist es, nicht allein Versprechungen und Resultate kritisch zu bilanzieren, d.h. Planungsvorlauf und Planungsergebnisse abzugleichen, sondern die Modellierungen des Planens, speziell die Heuristiken historisch zu fassen.

Auf der einen Seite steht eine rationalistische Tradition, die von einer strukturierbaren ›Erfindungskunst‹, einer ›ars inveniendi‹ ausgeht, einer Heuristik, die nicht bloß die rhetorische Darstellung, sondern die initialen Momente des Forschungsvorgangs erfasst.<sup>1</sup> Auf der anderen Seite zeichnet sich eine Tradition ab, die spontanis-

1 Zum Heuristikbegriff vgl. Kuno Lorenz: [Art.] Heuristik [1980], in: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, 2. Aufl., Bd. 3, hg. von Jürgen Mittelstraß u.a., Stuttgart 2008, S. 385-386; Jürgen Mittelstraß, Finden und Erfinden. Über die Entstehung des Neuen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft, in: Finden und Erfinden. Die Entstehung des Neuen, hg. von dems., Berlin 2009, S. 17-31; Marcel Lepper, Heuristikgeschichte: ein zweigliedriges Rekonstruktionskonzept, in: Scientia Poetica 13, 2009, S. 329-338.

# Geschichte der Germanistik

## Mitteilungen

Herausgegeben von  
CHRISTOPH KÖNIG  
und  
MARCEL LEPPER

in Verbindung mit  
Michel Espagne,  
Ulrike Haß,  
Ralf Klausnitzer,  
Ulrich Wyss

2011  
Doppelheft 39/40

Wallstein Verlag